

Die stille Welt

Nr. 11

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Der Ausweg.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Wie oft zog diese schwarze Menschenlinie hier vorbei! Und wie wenig in diesem Zuge deutete auf einen bewußten Lebenswillen als das spärliche Rot, das hier und dort von den Kränzen leuchtete. Kolten dachte an seinen Traum und meinte, dieser schwarze Zug müsse einmal stocken und stehen bleiben und alle Hände mühten sich emporstrecken und aus all diesen gedrückten Seelen müsse ein Schrei der Empörung und des Trozes hallen und die Lüfte erbeben lassen, damit es aller Welt offenbar werde, welch ein hartes, wahrwichtiges Unrecht hier geschah.

Aber sie gingen in schwerem, gleichmäßigem Schritt dahin, trauerten, arbeiteten, litten und starben. Und weder Flucht noch Tod brachten eine Veränderung der Dinge hervor; denn jede Lücke füllte sich unmerklich wieder. Dieser Strom von Menschen, der das Gangwerk der Maschinen trieb und rohe Naturprodukte in nützliche Marktware und letzten Endes in Gold verwandelte, wurde aus unzähligen Quellen gespeist und war anscheinend unversiegbar. Er trat als ein reiner Quell ins Leben und verließ es beschmutzt und vergiftet wie der Fluß, der, getrieben von den dunklen Abwässern der Fabriken, zum Meere zog.

So dachte Kolten, und dachte es noch, als die Trauerchoräle längst verhallt waren und die Straße wieder leer und schweigend im Dämmerlicht des Nachmittags lag.

Und dann kam die Mutter vom Kirchhof zurück, ganz erfüllt von Trost und Erbauung und fast begeistert, denn Pastor Sanders, der alte Freund und frühere Partenspielfreund ihres Mannes, hatte gesprochen. Mit den jüngeren Theologen war sie gar nicht zufrieden, einmal weil sie in der Regel den richtigen Ton, wie Frau Kolten ihn liebte, nicht trafen — sie sprachen nüchtern und scheuten das Pathos — und dann, weil die wenigsten es verstanden, den rauhen Tatsachen des Lebens die Stacheln zu nehmen. Sie versuchten es ja auch, gewiß; aber sie hielten sich gar zu eng an die realen Dinge, stolperten darüber, aber überwandern sie nicht — und so kam am Ende nicht viel mehr als eine gottergebene Resignation heraus.

Pastor Sanders hingegen! Schon der Ton seiner Stimme, die in salbungsvollem Schwunge aus tiefer Brust entsprang, war tröstlich und hob einen empor über die kleine, erbärmliche Welt der Tatsachen. Er begnügte sich nicht da-

mit, die üblen Ereignisse als schlechtweg unabänderlich hinzustellen, sondern er wußte sie ohne Schwierigkeit in das große Weltreich göttlicher Harmonie einzuordnen als notwendige Bestandteile, die letzten Endes sogar erfreulich im höheren Sinn genannt werden konnten.

„Er hat einfach wieder wunderbar gesprochen,“ sagte Frau Kolten, als sie vor dem Spiegel die weißen Haubenbänder knüpfte. „Meinst Du nicht, Emil, daß es auch Dir, das heißt Deinem Gemütszustande, nützlich sein könnte, wenn Du ihn öfter hörtest?“



Wilhelmine Schröder-Devrient.

„Schwerlich, Mutter.“

„Ja, Ihr jungen Leute gebt natürlich nichts auf die abgeklärte Weisheit des Alters. Lieber windet ihr Euch Tag für Tag höchst mühselig durch die Schwierigkeiten des Lebens hindurch, ehe Ihr einem bewährten Führer und seinen Erfahrungen folgt.“

„Sanders urteilt wohl weniger auf Grund seiner Erfahrungen, als aus dem Bestreben heraus, die disharmonischen Dinge in Harmonie aufzulösen. Was es auch sein möge, es darf kein bitterer Rest bleiben.“

„Eben dies ist seine große Kunst, Emil. Er hat die Harmonie. Du aber suchst sie noch.“

„Ja, ich suche sie. Nur auf eine etwas weniger lustige Art. Und man muß sie auch wohl selbst finden, wenn sie einen befriedigen

soll. Außerdem: Theologen und Mediziner —“ Kolten lächelte. „Die leben nicht in einem Haus, Mutter.“

Sie erwiderte lebhaft: „Nun, das lebe ich wirklich nicht ein. Auch der Pastor ist ja gewissermaßen Arzt.“

„Ja, ja, der „Seelenarzt“, ich weiß.“

„Du brauchst es gar nicht so spöttisch zu sagen. Ich glaube bestimmt, daß er beispielsweise heute wieder viele der armen Leute mit ihrem Schicksal ausgesöhnt hat. Er sagte von den Unglücklichen, sie seien auf dem Schlachtfeld des Lebens gefallen. Der Himmel habe sie auserwählt nicht als Opfer, sondern als Helden. Wie der Soldat im Felde, der Schiffer auf dem Meere — so seien sie heimgegangen aus ihrer schweren, nützlichen und gefährlichen Arbeit heraus. Gewiß wäre es ein Unglück für die Hinterbliebenen, aber doch nur im Hinblick auf die leiblichen Nöte; denn ihre Seelen würden sich nun viel inniger mit den Seelen der Verstorbenen vereinen, und von dorther werde ihnen die Kraft kommen, ihr Leid in Fröhlichkeit zu tragen. Der unerforschliche Ratschluß Gottes habe es gewollt — schon das genüge dem einfachen, demütigen Sinn des Frommen. Aber darüber hinaus dürfe man sagen, daß seine unendliche Güte es mit diesen besonders gut gemeint habe, indem er all ihren irdischen Nöten ein schnelles, unerwartetes Ende bereitete. „Gott streifte den Staub des Daseins von ihnen und hob sie gnädig empor in die reine Sphäre himmlischen Genießens,“ sagte Pastor Sanders —“

Doktor Kolten stand mit dem Rücken am Fenster, sah das gelbliche Antlitz seiner alten Mutter in heiliger Freude erglühen — und schwieg.

„Gestehe es, Emil, solche tröstliche Worte würdest Du nie gefunden haben.“

„Nein, Mutter, gewiß nicht. Der Arzt sieht in diesen Toten einen Verlust, der Pastor einen Gewinn — wir kommen nicht zusammen.“

Der freudige Schein auf dem Gesicht der Mutter erlosch. Sie seufzte. Dann sagte sie leise:

„Nimm es mir nicht übel, Junge. Aber ich glaube, der Pastor hat recht.“

Sie blickte ihn, der ernst und unbeweglich stand, vorwurfsvoll an, seufzte noch einmal und ging hinaus.

Nolten sah aus dem Fenster. Dort stritt sich die letzte Dämmerung mit dem Dunkel des Abends. Die Arbeiter kehrten langsam vom Friedhof zurück. Wie Schattenbilder, einzeln und in Gruppen, wanderten sie durch die graue Straße. Er dachte: Sehen sie ihr Haupt denn nun höher? Hat Pastor Sanders ihnen etwas gegeben?

Er suchte die Mienen derjenigen zu ergründen, die dicht unter seinem Fenster vorbeigingen. Er sah keinen Unterschied gegenüber dem Hinweg. Ja, es lachten wohl einige, und namentlich die Jüngeren trieben ihren Scherz miteinander. Aber dies Lachen war müde und entsprang nicht aus innerer Fröhlichkeit. Andere kamen schweigend und ernst. Allen aber ruhte wie vorher die unsichtbare Last auf dem Rücken.

Als es dunkel geworden war, durchwanderte Nolten die Straßen. Sie waren nun von dickem, feuchtem Nebel erfüllt. Um die spärlichen Gaslaternen hüllten sich dichte Dunsthauben; machtlos brach sich das trübe Licht an den grauen Schwaden und erhellte nur einen kleinen Kreis. Die Fenster der Vorderhäuser starrten meist dunkel in den Nebel; denn es war kalt; die Bewohner drängten sich bei diesem Wetter in der Küche am warmem Herd zusammen.

Nur aus den kleinen Läden der Bäcker, Fleischer und Kaufleute glänzte ein dürftiger Schein auf die Straße, und aus den Gastwirtschaften drangen mit den Lichtstrahlen die einzigen lauten Aeußerungen wachen Lebens heraus: Gläsergeklirr, lärmende Gespräche, Gesang und das Geräusch der an die Wand schlagenden Billardkugeln oder das Auftrumpfen der Kartenspieler.

Zuweilen knallte eine Tür zu, aus dem Lichtschein lösten sich dunkle Gestalten, die sich umfaßt hielten und so die Straße hinunter fangen.

Nolten wanderte planlos weiter; an den Häusern vorbei und den hochummauerten Fabriken.

Die hohen Essen ragten ferkengerade zum Nachthimmel auf; aus ihren Oeffnungen quoll dicker Rauch, mit sprühenden, tanzenden Funken untermischt, und ballte sich über ihnen zu schweren schwarzen Wolken. Unter ihnen, aus den langen Reihen der eisengefaßten Fensterquadrate sah es mit unzähligen roten Augen in den Abend hinein. Und hinter den glänzenden Fenstern bewegten sich scheinbar unentwirrbar und ziellos die Schatten der tätigen Arbeiter. Sie trugen Gefäße und allerlei Geräte in den Händen; sie bewegten die Arme, bückten sich, richteten sich wieder auf, stampften und rührten, bewachten die Maschinen und hielten das ungeheure Triebwerk der Räder, Wellen und Transmissionen in ungestörtem, gleichmäßigem Gang.

In Nolten erwachte ein alter Wunsch: sich diesen rührigen, wunderbaren Betrieb in der chemischen Fabrik einmal gründlich aus nächster Nähe anzusehen, unangemeldet durch alle Räume zu wandern — das Reich kennen zu lernen, das in reicher Fülle sowohl Krankheiten wie Heilmittel produzierte.

Bisher hatte sein wiederholter Aufenthalt in verschiedenen Räumen nur seiner Tätigkeit als Helfer bei Unfällen gehört, und dann war keine Zeit zum Schauen. Vielleicht ließ man auch den Privatmann ein.

Der Nachtportier stand, in einen dicken Mantel gehüllt, vor dem breiten Eisentor, das sich schwarz in die rote Ummauerung einfügte. Nolten kannte ihn und sagte, nachdem er ihn begrüßt hatte: „Darf man da hinein, Herr Ranzow?“

„Sind Herr Doktor bestellt?“

„Nein. Ich möchte nur einmal den Betrieb sehen.“

Der Portier trat verlegen von einem Fuß auf den anderen: „Das wird nicht gehen, Herr Doktor.“

„Warum nicht? Sie kennen mich doch.“

„Wenn auch . . . verzeihen, Herr Doktor, aber es ist strikter Befehl: keiner darf unangemeldet hinein.“

„So.“

„Vielleicht wenden sich Herr Doktor an die Direktion.“

„Ist denn jemand von der Direktion hier?“

„Jetzt nicht. Ich meine: ein andermal. Wenn Herr Doktor mir dann einen Erlaubnisschein bringen —“

„Machen Sie doch keine Geschichten, Herr Ranzow.“

Ranzow stellte sich in die Tür: „Ich will mir keine Laus in den Pelz setzen, entschuldigen, Herr Doktor.“

„Na dann —“; Nolten lachte ärgerlich. „Gute Nacht.“

„Gutnacht, Herr Doktor.“ Ranzow atmete erleichtert auf.

Nolten wanderte weiter, den halbdunklen Kai entlang. Er nahm sich vor, an einem der nächsten Tage bei der Direktion vorstellig zu werden.

In den Gastwirtschaften am Fluß ging es noch lebhafter zu, als in denen der inneren Straßen. Hier vergnügten sich die Seeleute und Dockarbeiter, die Schiffsmaschinisten und Heizer, die Kohlentrimmer und Gelegenheitsarbeiter. Hier war der Ton des Lärms lauter und voller, und robust wie die Menschen waren, klang die Stimme ihres Vergnügens. Hier donnerten die Tische beim Auftrumpfen der Karten und die schallenden Gefänge dröhnten voll auf die Straße hinaus. Phonographen schnarrten; sie schmetterten ihre Lieder, Couplets und Marschmusik ununterbrochen aus dem Schalltrichter in den nebligen Abend, und jeder Pointe folgte dröhnendes Gelächter.

Wie vergnügt sie sind, dachte Nolten. Und dann: Kopfhänger und Hypochonder gewinnen keine Schlachten. Hatte die Mutter recht? Gewiß. Nur daß sich nicht jeder durch lautes Gebaren die ruhige Heiterkeit der Seele erringen konnte. Und wo auch hätte er Zerstreuung, fröhliche Geselligkeit suchen sollen? Ja, da waren ja noch einige Jugendfreunde, mit denen er sich anfangs zusammengefunden. Aber in welcher geistigen Welt lebten sie! Ihre Interessen erschienen ihm grob und nichtsagend, weil es immer und immer wieder persönliche Dinge waren, die sie erfüllten. Wenn es hoch kam, erörterten sie die Kommunalpolitik und kultivierten den üppig wuchernden Stadtklatsch, der häufig eng mit jener Politik zusammenhing. Es gab sicher Leute im Ort, die gleich ihm von dieser geistigen Anspruchslosigkeit abgestoßen wurden und sich bemühten, einen Blick über die Kirchspielgrenze hinaus auf die großen Probleme der Menschheit zu werfen. Aber Nolten wußte nicht, wo diese Leute zu finden waren; denn sie kapselten sich ein wie er. Und er gab es auf, nach ihnen zu suchen, weil ihm überall die satte, fröhliche Ahnungslosigkeit eines zufriedenen Pfahlbürgerturns entgegentrat, das mit seiner Intelligenz höchst wirtschaftlich umging und sie nicht an fernliegende Dinge verschwendete. Fernliegend aber hieß so ziemlich alles, was außerhalb der Mauern des eigenen Hauses lag. Mit einer Handbewegung schob der Durchschnittsbürger die unbequemen Fragen der Zeit von sich. Und es war späßig und traurig zugleich, wenn Nolten sah, wie sie mit einem selbstsicheren Wort Dinge abtaten, an denen die Hirne der besten Männer des Landes sich jahrelang gemüht hatten. Sie nannten sich selbst „Männer der Praxis“ und gaben sich als fertige Leute, denen niemand zumuten durfte, noch irgend etwas zu lernen, weil sie ja eben bereits alles

wußten und lächelnd auf die armen Sterblichen herniedersehen, die — wie Nolten — suchend und fragend durch das Leben gingen.

Nein, hier war es unmöglich für ihn, zu einer ermunternden Zerstreuung, zu einem seelischen Anhalt zu kommen. Hier glitt alles auf der Oberfläche dahin und wer „sich Gedanken machte“, war ein Narr und störte die Gemütlichkeit.

Aber diese Tatsachen widerlegten die Ansicht der Mutter nicht. Von irgendwoher mußte die Quelle der Heiterkeit und freudigen Selbstvertrauens fließen und dies Leben erhellen, wenn es stark und fruchtbar gelebt werden sollte. Es mußte möglich sein, sie irgendwie zu erbohren; denn sie floß doch bei anderen in ruhiger Stetigkeit. Episoden aus seiner Praxis wurden lebendig in ihm und zeigten ihm Menschen, die mit Not und Leid und Sorgen übervoll bepackt waren und doch nie jenes heitere, zuversichtliche Wesen verloren, das allen Dingen furchtlos ins Auge sah und sie mit ruhiger Kraft zu bezwingen trachtete. Jene kleine, schmachtige Frau, die er bei dem tödlich verunglückten Arbeiter gesehen hatte, gehörte sicherlich zu ihnen, und auch Griegul stellte sich ungerufen in diese Reihe. Ja, der alte, helläugige Mann machte sich sehr breit in Dr. Nolten's Nachdenken, trotzdem sich in diesem Empfindungen regten, die jene Erinnerung abzuwehren versuchten. Griegul behauptete mit lächelnder Unerbittlichkeit seinen Platz, und Nolten meinte sogar, in diesem Lächeln ein wenig Spott aufblitzen zu sehen. Vielleicht war das nur ein Reflex der eigenen Empfindung, des Gefühls, daß sie beide noch einiges miteinander zu erledigen hätten und daß er, Dr. Nolten, so etwas wie Schen vor dieser notwendigen Auseinandersetzung befunde.

Nolten blieb auf seinem Wege stehen und fragte sich mit einigem Erstannen: Ist es wirklich so? Hindert dich noch immer ein falscher Stolz, die Worte eines einfachen Mannes anzuhören? Oder — fürchtest du dich auch heute noch? Nolten war in der Altstadt angelangt und nur wenige Minuten von Griegul's Wohnung entfernt. Nun richtete er mit schnellem Entschluß seine Schritte dorthin.

Schon von weitem sah er die hellen Fenster. Griegul's Mansarde hing wie ein erleuchtetes Vogelbauer aus dem dunklen Dach heraus und schien frei in der Luft zu schweben.

Als Nolten die fünf Stiegen emporgeklettert war und die Tür geöffnet hatte, befand er sich zunächst in einer großen blauen Rauchwolke, die Zimmer und Erker erfüllte.

Und aus dem Rauch kam die fragende Stimme Griegul's: „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?“

„Na,“ Nolten lachte, „ich komme aus Schusters Kappen.“

„Sie, Herr Doktor. Ja, einen Augenblick.“ Er öffnete mehrere Fenster; die Atmosphäre ward schnell durchsichtig. „Wollen Sie mir nun den Kopf wegen dieser unvernünftigen Qualmerei waschen?“

„Ja.“ Nolten lachte. „Ihnen wird man wohl die geliebte Tabakspfeife mit in den Sarg geben müssen.“

„Leider.“ Griegul seufzte auf komische Weise, legte das franke Bein auf einen Stuhl und löste den Verband: „Wie geht's mir, Herr Doktor?“

„Gut. In vierzehn Tagen sind Sie wieder auf beiden Beinen . . .“

„Aber der Hoesch? Sein Arm ist futsch?“

„Amputiert? Nein. Nur gelähmt.“

„Nur. Das nimmt sich nicht viel. Er kann ihn nicht mehr gebrauchen.“

„Nehmen Sie an, Ihr Bein wär's.“

„Na — ja. Doch wohl besser, ein totes Glied als gar keins oder ein hölzernes.“

„Was würden Sie machen?“

„Ja? Wenn das Wein futsch wäre? Den Gut in die Hand nehmen — nein, doch wohl nicht —“

„Mein, wer Ehrgefühl hat —“

„Ehrgefühl?“ Ein harter Hohn tönte aus des Alten Stimme.

„Nun, Sie haben es doch.“

„Seht. Und vielleicht — ich bin ja Junggefelte — lohnt sich's mir nicht, vor andern einen Diener zu machen. Mein Kreuz war allweil ein harter Knochen und biegt sich im Alter erst recht nicht mehr. Aber Sie sehn es schief an, zu guter Letzt treibt immer der Hunger die Dinge. Und die Menschen. Wenn der Magen leert oder wen Weib und Kind umjammern, der sieht die Welt in einer anderen — wie heißt es doch gleich? . . .“

„Perspektive?“

„Ja, das wollt ich sagen. Die hohe Moral gedeiht am besten im Fett — theoretisch natürlich — hinter den Kulissen sieht's anders aus. Aber wer sich in Hunger und Sorgen windet, Herr Doktor, für den kriegen alle Dinge ein ander Gesicht. Wären Recht und Gerechtigkeit mehr als Worte, so dürften die Satten nie über die Hungerigen urteilen, die Glücklichen nicht über die Unglücklichen.“

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Anna Bloss.

Es ist mein Stolz, daß ich im Herzen des Volkes stehe! Diese Worte sprach eine große deutsche Künstlerin kurze Zeit, ehe Richard Wagner den herrlichen Plan faßte, dem deutschen Volk eine deutsche Kunst zu geben. Und ihr Motto war: „Alles fürs Volk, nichts für den Kaiser!“

Der Name dieser Frau strahlt heute noch als heller Stern am Himmel der Kunst. Wohl leben nur wenig Menschen, die Zeugen ihrer Triumphe auf der Bühne und im Konzertsaal waren. Aber mit Begeisterung sprechen sie noch von jenen Momenten tiefer Ergriffenheit, als sie ihrer Stimme lauschen, ihre Darstellungskunst bewundern durften, so daß sich der Name Wilhelmine Schröder-Devrient tief in das Gedächtnis der nachfolgenden Generation eingepägt hat. Aber sollte auch die Sängerin vergessen werden, denn „dem Mimen flieht die Nachwelt keine Kränze“, der Name dieser wahrhaft großen und edlen Frau müßte stets da genannt werden, wo man der Frauen gedenkt, die in den großen Jahren der deutschen Revolution sich für Recht und Freiheit begeisterten und dafür eintraten. Der Dichter Theodor Althaus, der lange für seine politische Ueberzeugung im Kerker schmachten mußte und mit erschütterter Gesundheit sein Vaterland verließ, um fern von den Seinen zu sterben, widmete ihr ein Gedicht als der Priesterin der Freiheit mit den Zeilen: „Wären alle Hoffnungen zerronnen, Freiheit wäre wieder uns gewonnen, wenn ein einzig Künstlerherz erwacht.“ Als Wilhelmine diese Worte hörte, brach sie in Tränen aus und rief: „Da hat mich einmal ein Mensch erkannt und verstanden.“ Sie war wirklich eine Priesterin der Freiheit. Viele Großen Europas lagen der schönen Frau und Künstlerin zu Füßen, aber nicht darauf war sie stolz, sondern darauf, daß ihr das Herz des Volkes gehörte. Diesen Stolz ließ sie jeden fühlen, der glaubte, sich zu ihr herabzulassen. Ja, sie trug jahrelang die Verbannung von Dresden, der Heimat ihres Herzens, weil sie während der Mairevolution sich offen zu der Sache des Volkes bekannt hatte.

Die sehr harte und traurige Kindheit von Wilhelmine Schröder war wohl der Grund, daß ihr gütiges Herz immer mit den Leidenden und Unterdrückten sympathisierte. Sie hat die Ge-

schichte ihrer ersten Lebensjahre selbst aufgezeichnet. Eine ihrer treuesten Freundinnen und Verehrerinnen, Claire von Glümer, hat diese begonnene Lebensgeschichte später ergänzt und herausgegeben, da Wilhelmine zu früh starb, um sie zu vollenden.

Bei der Geburt der Künstlerin in Hamburg donnerte und blühte es während eines heftigen Schneegestobers und ihr Geschrei erfüllte die kleine Wohnung derartig, daß ihr Vater „das Balg“ aus dem Fenster werfen wollte. Der Hausarzt verhinderte ihn daran mit dem Trost: „Das gibt eine gute Sängerin.“ Die Mutter Wilhelmines, Sophie Schröder, war eine berühmte Sängerin. Ihr Vater, der früh starb, war ein guter Sänger. Schon mit drei Jahren begann für das kleine Mädchen die Arbeit, denn die Mutter bestimmte sie zur Tänzerin. Ihr Tanzlehrer, ein Afrikaner, quälte das Kind namenlos, erreichte aber, daß seine Schülerin schon mit fünf Jahren öffentlich auftreten konnte. Die Aussicht, daheim entweder eine Puppe oder Prügel zu bekommen, hatte ihre Glieder besonders gelenkig gemacht. Neben dem Tanz mußte sie auch in Kinderrollen auftreten. Von einem regelmäßigen Schulunterricht war aber nicht die Rede. Während der Kriege von 1813 und 1814 mußte die Familie Schröder von Hamburg flüchten und ließ sich endlich nach langen Irrfahrten in Prag nieder. Die geringen Einnahmen mußten Wilhelmine und ihre Schwester durch ihre Tanzkünste vermehren helfen. Von Prag ging es nach Wien, und dort wurden die kleinen Mädchen dem Kinderballett der Hofoper eingereiht. Die Proben dauerten meist von 8 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags und dann wieder von 7 Uhr abends bis 1 Uhr nachts, und oft trugen die Kinder die Spuren der Mißhandlungen des unbarmherzigen Ballettmeisters.

Mit 14 Jahren verlor Wilhelmine ihren Vater, und zu dieser Zeit begann sie, etwas Unterricht zu nehmen und sich für das Schauspiel auszubilden. Schon mit 15 Jahren trat sie in großen Rollen auf. Bald erkannte sie aber ihre musikalische Begabung und ihre schöne Stimme, und schon mit 16 Jahren sang sie die Ramona in der „Zauberflöte“. Damit begann der beispiellose Triumphzug der größten und gleichzeitig wohl auch schönsten deutschen Sängerin. Als sie unter Webers Leitung die Agathe im Freischütz sang, war der Jubel so groß, daß die Aufführung fast unmöglich gemacht wurde. Noch größer aber war ihr Erfolg als Fidelio. Sie erzählt, daß Beethoven sehr unzufrieden war, als er hörte, diese Rolle solle einer siebzehnjährigen Sängerin anvertraut werden. Er wollte die Oper selbst dirigieren, obwohl er schon taub war, und nur mit Mühe überredete man ihn, davon Abstand zu nehmen. So saß er denn tief in seinen Mantel gehüllt in einer Loge, und Wilhelmine sah nur die glühenden Augen auf sich gerichtet. Ihre Angst wurde immer größer, aber diese Stimmung paßte zu der Rolle. Und als sie mit dem Mut der Verzweiflung das herzzerreißende: „Töt erst sein Weib“ herausstieß, während die Instrumente schwiegen, da wurde eine Begeisterung entkesselt, wie sie selbst die Wiener Hofoper noch nicht erlebt hatte. Beethoven hatte von der herrlichen Stimmnichts hören können, aber ihr von Geist durchleuchtetes Gesicht zeigten ihm, daß seine Leonore gefunden sei. Leider hat er seinen Plan, eine neue Rolle für sie zu schreiben, nicht mehr ausführen können.

Trotz aller Triumphe schützte sich die junge Künstlerin aber nach Liebe, nach einer Heimat. Beides hoffte sie in der Ehe mit dem Schauspieler Karl Devrient zu finden, mit dem sie gemeinschaftlich in Dresden engagiert wurde. Die Ehe war eine Täuschung und wurde tief unglücklich. Devrient war neidisch auf die Triumphe seiner Frau und litt doch nicht, daß sie die Bühne verließ, weil sie das Geld für seine

wüsten Leidenschaften schaffen mußte. Ihren vier Kindern zu Liebe hielt sie lange bei ihm aus. Endlich aber sah sie ein, daß das Verhältnis unhaltbar war. Sie verließ Devrient und nahm alle Schuld auf sich. Ihre geliebten Kinder wurden dem Vater zugesprochen; ihr blieb nur die Pflicht, die Erziehungskosten zu bestreiten.

Auf ihren verschiedenen Gastreisen kam die Sängerin auch nach Weimar und folgte einer Einladung Goethes. Trotzdem sie wußte, daß er Schuberts Komposition seines Erlkönigs nicht liebte, sang sie ihm die Ballade vor. Als die letzten Worte „Das Kind war tot“ verklungen waren, nahm der greise Dichter ihr Haupt in die Hände, küßte sie und sagte: „Als ich diese Komposition früher hörte, hat sie mir nicht gefallen; aber von Ihnen gesungen, gestaltet sich das Ganze zum sichtbaren Bilde.“ Zum Dank widmete er ihr ein Albumblatt mit einer Zeichnung, die einen aufsteigenden Adler mit einer Leier darstellt und schrieb dazu: „Guter Adler, nicht ins Weite, Mit der Leier nicht nach oben! Unsere Sängerin begleite, daß wir sie zusammen loben!“

Auch in Paris und London errang Wilhelmine Schröder-Devrient Erfolge, wie keine deutsche Sängerin vor ihr. Aber ein Engagement wurde kurz vor dem Abschluß vereitelt. Sie hatte es nicht verstanden, sich irgendwelche einflussreiche Persönlichkeiten durch Schmeichelei oder Vestechnung zu gewinnen. Ihr Künstlerstolz wies jede erniedrigende Protektion, jede Annäherung der „Herren von der Clique“, alle unwürdigen Anerbietungen entrüstet zurück. Ihren Hauptfeind in Berlin hatte sie aber in allerhöchsten Kreisen. Dieser war vorher ihr glühendster Verehrer, und sie rettete sich vor seinen Zudringlichkeiten durch eine Ohrfeige. Als er sich bestürzt zurückzog, verlor er seine Orden, und Wilhelmine rief ihm nach: „Ihre Orden, Hoheit, vergessen Sie nicht. Die sind noch das Beste an Ihnen.“ Bei ihrer Abschiedsvorstellung überschüttete das Publikum sie mit Beifall, als wolle man sie für die von oben ertittene Kränkungen entschädigen. Sie scheute sich auch nie, ihre Meinung auszusprechen. Einem italienischen Musiker, der den Choristen vorwarf, sie hätten wie deutsche Schweine gelungen, warf die Sängerin die Noten hin mit den Worten: „Wenn der Herr Hofkapellmeister von Schweinen spricht, so will ich ihm sagen, daß er seine italienische Schweinemusik selber singen kann.“ Einem ungarischen Virtuosen, der seinen Adel allzusehr betonte, sagte sie: „In Ihrem Lande ist ja wohl jeder Sauhirt ein Edelmann?“ Und bei einem sehr elegant aussehenden Komponisten meinte sie, als sie sein Talent bezweifelte: „Sie sehen mir zu geleckt aus; Ihnen ist's immer zu gut gegangen.“ Unendlich glücklich aber war sie, wenn die Arbeiter die Mütze vor ihr zogen und sagten: „Das ist unsere Schröder-Devrient,“ und wenn die Marktweiber sie begrüßten, wenn sie über den Markt ging. Mit Stolz erzählte sie, daß ihr einst eine alte Leinwandverkäuferin auf offener Straße um den Hals fiel: „Ach, meine beste Madame Devrient, sind Sie wieder da?“

Einen treuen Freund und Bewunderer fand Wilhelmine in Dresden an Richard Wagner. Er betont wiederholt, welche bestimmenden Einfluß die große Frau und Künstlerin auf sein Schaffen, seine ganze Richtung ausgeübt habe. In seinem Schreiben über die Zukunftsmusik spricht er aus, wie das ganz unvergleichliche dramatische Talent, die unnachahmliche Harmonie und die individuelle Charakteristik ihrer Darstellung ihn mit einem für seine ganze künstlerische Richtung entscheidenden Zauber erfüllte. Und in seinem Vorwort zu „Drei Operndichtungen“ schreibt er: „Die Schröder-Devrient war es, die in mir einen Enthusiasmus edler Bedeutung ansachte. Die entfernteste Berührung mit dieser außerordentlichen Frau traf mich



Demolierung des Thierschen Hauses.

elektrisch. Noch lange Zeit, bis auf den heutigen Tag, sah, hörte und fühlte ich sie, wenn mich der Drang zu künstlerischem Gestalten belebte. . . ."

Aber nicht nur die Kunstbegeisterung führte diese beiden großen Seelen zusammen. Gemeinschaftlich war auch ihr Streben, ihre Kunst in den Dienst des Volkes zu stellen, und gemeinschaftlich auch ihre Begeisterung für die zu jener Zeit auch in Dresden beginnende Freiheitsbe-

politisch verdächtig gemacht, und aus diesen Worten folgerte man ihre Beteiligung an dem Aufstand. Sie wurde aus Dresden ausgewiesen und wandte sich nach Baden, „dem Lande der Anarchie, der Revolution und Gesetzlosigkeit“. Sie war begeistert von der dort herrschenden Ruhe, Würde und mutigen Entschlossenheit. „Ein Geist, der Geist der echten notwendigen Freiheit belebt hier die ganze Be-

wegung. Beide mußten dafür büßen. Richard Wagner beteiligte sich an dem Aufstand und konnte sich nur durch die Flucht schwerer Strafe entziehen. Wilhelmine Schröder-Devrient, die gerade um die Zeit die schweren Fesseln einer unglücklichen zweiten Ehe mit großer Mühe gelöst hatte, machte kein Hehl daraus, daß sie ganz auf der Seite der Freiheitskämpfer stand. Am Tage der Kaiserwahl, am 28. März 1849, wohnte sie der Parlamentsführung in der Paulskirche zu Frankfurt am Main bei. Sie war begeistert für die französische Republik und tief unglücklich über die Wendung der Dinge in Deutschland. Hier schrieb sie auch die denkwürdigen Worte: „Alles fürs Volk; nichts für den Kaiser.“ Als sie während des Zeughaussturmes in Dresden ein paar kaum zu verstehende Worte in die Menge der Aufständischen rief, hatte sie sich längst

völkerung, und das Militär, das an anderen Orten dem Volke feindlich gegenübersteht, geht hier mit dem edelsten Beispiel voran. Der Soldat fühlt hier, daß er vor allem Bürger und dann erst Soldat ist.“ So schrieb sie von Heidelberg aus einer Freundin, und bei der Belagerung der Stadt stellte sie so viel Lichter an ihre Fenster als anzubringen waren in der Hoffnung: „Die gute Sache muß doch endlich siegen.“

Diese Fähigkeit, sich zu begeistern und zu hoffen, bewahrte Wilhelmine sich in der Zeit größten Kummer und schwerer Sorgen. Sie hatte trotz der Warnungen fast aller ihrer Freunde eine zweite Ehe mit einem sächsischen Offizier, Herrn von Döring, geschlossen. Es ist charakteristisch, daß sie, um nun gerade ihr Vertrauen zu dem so viel Geschmähten zu beweisen, einen von Döring vorbereiteten Ehekontrakt ungelesen unterschrieb. Damit gab sie nicht nur alles was sie besaß, sondern auch, was sie noch besitzen würde in die Hände dieses Mannes, den sie später nur „den Teufel“ nannte. Die Lösung dieser schmachvollen Ehe erschütterte ihre Gesundheit und brachte sie in große Notlage. Einem unbekanntem Freund aus Berlin, der ihr eine größere Geldsumme schickte, schrieb sie: „Sie sind der einzige Mensch, der in unserm großen deutschen Vaterlande daran gedacht hat, daß eine deutsche Künstlerin in Not sein könnte, und sicher machen Sie hier eine große Ausnahme, denn noch habe ich es nicht erlebt, daß der Deutsche es zur Nationalsache gemacht hätte, seine heimischen Künstler nicht untergehen zu lassen, ein Beispiel, das uns andere Nationen so oft gegeben, was aber in Deutschland noch keine Nachahmung gefunden.“

Im Jahre 1850 schloß die Künstlerin ihre dritte Ehe mit dem Livländer Herrn von Bock, bei dem sie endlich volles Verständnis und treue Liebe fand. Mit dieser Ehe fand ihre glänzende Künstlerlaufbahn ihr Ende. Sie folgte ihrem Gatten auf seine Güter nach Livland. Aber die Dresdener Polizei verfolgte sie immer noch und auf deren Betreiben wurde sie aus Rußland ausgewiesen. Mit Behmut mußte Wilhelmine erleben, daß die Stadt, die sie mit dankbarem Jubel statt mit Polizeimaßregeln hätte empfangen sollen, ihr das Heimatrecht nicht nur in ihren Mauern, sondern auch bei ihrem Gatten verweigerte. Erst 1854 durfte sie nach Livland gehen, aber ihre angegriffene Gesundheit vertrug das rauhe Klima nicht mehr.

Wenn aber auch ihre körperliche Kraft gebrochen war, ihr Geist bewahrte sich stets den alten Stolz. Eine ihr früher befreundete Fürstin entschuldigte sich bei ihr, daß sie und ihre Töchter nach den Dresdener Vorgängen nicht mehr öffentlich mit der geliebten und verehrten Künstlerin verkehren könnten. Da antwortete diese so hochmütig, wie sie einst den Prinzen abgefertigt hatte: „Ich bin nicht die Frau, die ein unehrerbietiges Benehmen von jungen unbedeutenden Mädchen duldet, deren Bildung so mangelhaft ist, daß sie das Recht zu haben glauben, einer Frau, die so weit über ihnen steht, nach Belieben ihren Hochmut fühlbar machen zu dürfen.“ Der Fürstin, die sich mit Geisterklopfen beschäftigte, wünschte sie, daß Gott ihr die Gnade erweisen möge, den Geist herbeizuklopfen, der uns die wahre Menschenwürde verleiht. Gätten doch alle Künstler den Großen dieser Welt gegenüber diesen berechtigten Stolz, wie viel würdiger ständen sie da! Auch hier findet man die gleiche



Die Verteidigung der Barrikaden auf dem Vendôme-Platz.

Gefinnung wie bei Richard Wagner. Als diesen ein deutscher Fürst zu sich befehlen ließ, um ihn zu sprechen, antwortete Wagner, er wünsche Se. Hoheit nicht zu sprechen.

Im Sommer 1858 kam Wilhelmine noch einmal nach Dresden und trat in mehreren Konzerten auf. Sie sang mit 54 Jahren Schuberts Wanderer so hinreißend, trotzdem ihre Stimme schon gebrochen war, daß kein Auge trocken blieb. „Sie singt mit der Seele,“ sagte man.

Nach Rußland kehrte sie nicht mehr zurück. Schwere Krankheit warf sie nieder, und sie ging von Dresden nach Koburg, um dort bei ihrer Schwester zu sein, da ihr Gatte noch auf seinen Gütern festgehalten war. Sehnsüchtig wartete sie auf sein und ihres Sohnes Wilhelm Debrient kommen. Vergeblich. Die ihr die Liebsten auf der Welt waren, sah sie nicht mehr. Einsam starb die Sängerin, deren Name einst die Welt erfüllt hatte, am 23. Januar 1860. Ihre letzte Ruhestätte ist in Dresden, der Heimat ihres Herzens. Ein Granitblock bezeichnet ihr Grab mit der Aufschrift: Wilhelmine von Voß, Schröder-Debrient. —

Bilder aus der Märzrevolution von 1871.

Von H. Demmer.

Am 18. März gedenkt das deutsche Proletariat zweier großer Ereignisse aus der Revolutionsgeschichte des letzten Jahrhunderts. Das eine ist die Berliner Barrikadenschlacht von 1848, die dem vormärzlichen Preußen ein Ende machte, das andere hat sich nicht auf deutschem Boden abgespielt, ist aber für uns deutsche Sozialisten ein nicht weniger wichtiger Gedenktag, den wir vereint mit den anderssprachigen Gliedern der proletarischen Internationale feiern, in deren Geschichte er epochenmachend gewesen ist: der 18. März 1871 und überhaupt die damit anhebende Pariser Märzrevolution. Der 18. März 1848 war, wie die Totenlisten beweisen, ein Arbeitersieg, aber die preussische Märzrevolution war trotzdem eine bürgerliche Revolution; das Proletariat war noch nicht imstande, für sich selbst die politische Macht zu erobern. Dagegen war die Pariser Erhebung von 1871 trotz erheblicher Kleinbürgerlicher Beimischung wesentlich eine Arbeiterrevolution und die aus ihr hervorgegangene Kommune im ganzen, wie sie Marx gleich damals genannt hat, eine Regierung der Arbeiterklasse, und zwar die erste derartige Regierung.

Ist das nun für das kämpfende Proletariat ein zwingender Grund, den Geburtstag der Pariser Kommune feierlich zu begehen, so erklärt sich auch aus dem proletarischen Grundzug der Kommunebewegung, daß diese in Wort und Tat von reaktionärer und bürgerlicher Seite mit unerhörter Schärfe bekämpft worden ist. Die Befehdung der Kommune in Wort und Schrift wirkt bis zum heutigen Tage nach in Gestalt eines Nattenkönigs von Gesichtsklügen, die in weiten Kreisen der besitzenden Klassen noch jetzt für bare Münze genommen werden. Die wütenden Schmähungen aber, mit denen die glorreichen Kämpfer von 1871 überhäuft worden sind, gehen durchweg zurück auf interessierte Erfindungen der durch die Volkserhebung vom 18. März aus Paris nach Versailles vertriebenen Regierung und ihres Anhangs

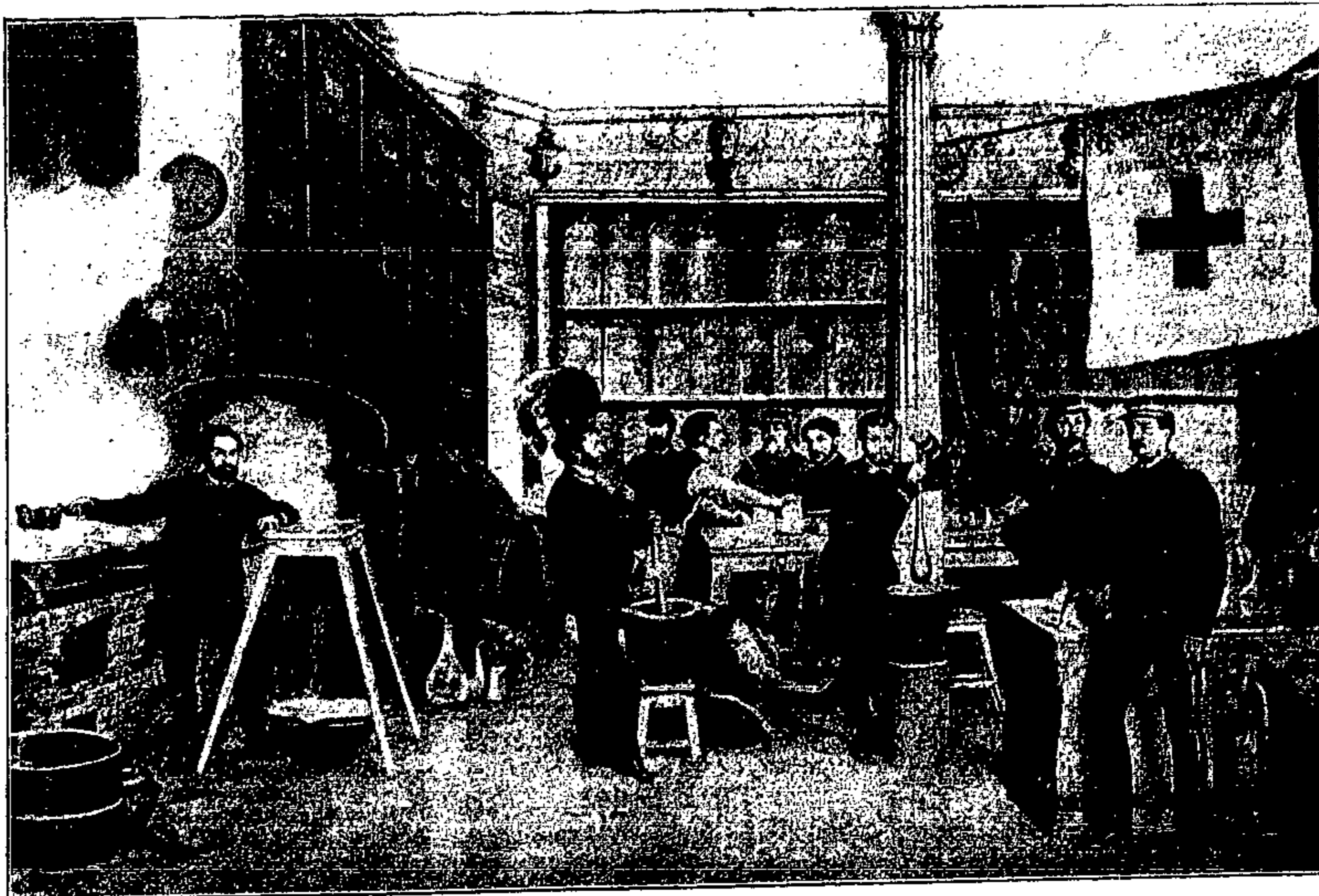
und von einzelnen Leuten, ganz besonders auf den damaligen leitenden Staatsmann oder vielmehr Diktator Frankreichs, Adolphe Thiers. Thiers und seine Leute haben die Kommunarden als den reinen Auswurf der Menschheit hingestellt und aller erdenklichen Schandtaten bezichtigt, um die kanibalsche Grausamkeit zu rechtfertigen, womit sie gegen die Pariser Bevölkerung zu Werke gingen, um ihr ein für allemal die Auflehnung gegen die bestehende Ordnung der Dinge auszutreiben und die rebellischsten Elemente radikal auszurotten. Man weiß, wie das Pariser Proletariat nach dem Kampfe zu Zehntausenden abgeschlachtet worden ist. Während die Zahl der im Kampfe gefallenen Kommunarden auf etwa 2500 zu beziffern ist, sind mindestens zehnmal soviel Pariser ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, zu einem beträchtlichen Teil Nichtkombattanten, nach erfolgtem Sieg der Versailler kalten Blutes hingemordet worden. Die ungeheure Mehrzahl davon ist in und gleich nach der sogenannten „blutigen Woche“ vom 21. bis 28. Mai 1871 von der entmenschten Soldateska der Versailler Regierung und Nationalversammlung massakriert worden.

Die unterschiedslose Niedermekelung aller, die den Regierungstruppen vor die Klinge oder Flinte kamen, war nicht nur im Sinne des



Die Barrikade am Pantheon.

Herrn Thiers, sondern ging geradezu auf seine direkte Anweisung zurück. Entblödete sich doch das „Offizielle Journal“ der Versailler Regierung bei Anbruch der blutigen Woche nicht, schwarz auf weiß in dünnen Worten die Mordlösung auszugeben, daß keine Gefangenen zu machen seien, sondern nichts als „Feuer!“ die Parole zu sein habe; wer nicht zu den Rebellen gehöre, den werde man ja an seinem respektab-



Die Ambulanz der Presse während der Kommune.

len Menschen herauskennnen. Die Ausrottungsstrategie aber war Thiers' Grundsatz von Anfang an. Der Kampf zwischen Blauen und Roten gewesen. Demgemäß hatte er von vornherein der Kommune und ihren Truppen die Rechte der Kriegführenden verweigert, sogar das der Neutralität für ihre Verbandplätze. So wurden denn gleich die Gefangenen von den Versailern grundsätzlich in Masse abgeschlachtet. Greuliche Fälle fast unglaublicher Barbarei kamen schon zu Anfang der Kämpfe vor, so in Les Ternes bei Paris, wo Gendarmen Häuser, in die Pariser Nationalgardisten geschickt waren, mit Petroleum übergossen und in Brand steckten: als wirkliche Petroleurs anstatt der fabulösen „Petroleusen“, die zur reaktionären Kommunelegende gehören. Die Tatsache durch Hervorholen der halbverkohnten Leichname festgestellt zu haben, gehört auch zu den Verdiensten jener Ambulanz von 1871, die wegen ihrer Begründung durch Pariser Journalisten die *Ambulanz der Presse* genannt wird.

Sie hatte nichts mit der Kommune zu tun, sondern diente Verwundeten beider kriegführenden Parteien ohne Unterschied. Ihr Leiter Dr. Demarquay war soweit davon entfernt, Anhänger der Kommune zu sein, daß er sich bei dem bekannten vielversprochenen Kommunemitgliede Raoul Rigault für die Freilassung des Erzbischofs Darbois verwandte, den die revolutionäre Regierung als eine der wichtigsten „Geiseln“ festgenommen hatte, um die Versailer von weiterer Gefangenensüßlerung durch die Flucht vor Repressalien abzuschrecken. Dr. Demarquays Anliegen wurde den Umständen gemäß von Rigault natürlich abgeschlagen. Indes bewegte sich das Mitglied der revolutionären Regierung dem Arzt gegenüber in höchst fortdialen Formen, wie es anständigen Leuten gegenüber selbstverständlich ist, die einem so menschenfreundlichen Zwecke, wie ihn Ambulanzen darstellen, dienen. Leider ist festzustellen, daß die Versailer Truppen vor den Ambulanzen mit ihren Feindseligkeiten nicht Halt machten, weder was die Pfleglinge noch sogar was die Ärzte angeht. Nicht nur ist zweifellos, daß verwundete Kommunarden ihrem Schmerzenslager in den Ambulanzen entrissen und ohne weiteres erschossen worden sind, sondern es ist auch eine unanfechtbare Tatsache, daß Ärzte von ihrem Liebeswerke weggeschleppt und an der nächsten Mauer niedergeknallt worden sind. So wurde am 25. Mai 1871 von vertierten Böglingen Thiers' der junge Dr. Faneau ermordet, der im großen Seminar von St. Sulpice einer Ambulanz vorstand. Unter der Beschuldigung, zu den Föderierten zu gehören, wurde er, ungeküßt durch die Flagge des Roten Kreuzes, abgeführt und durch zehn Kugeln niedergestreckt. Der „Siècle“, ein kommunefeindliches Blatt, zählte ihn zu den „unschuldigen Opfern“ des Bürgerkrieges und schloß den Bericht des Tatbestandes mit den Worten: „Wir haben den Dr. Faneau gefannt und können versichern, daß er, weit entfernt, mit den Kommunemitgliedern zu sympathisieren, ihre unheilvollen Verirrungen beklagte und mit Ungeduld die Wiederherstellung der Ordnung erwartete.“

Für den militärischen Mangel an Respekt vor dem Roten Kreuz, seinen ärztlichen Vertretern und ihren Pfleglingen ist Thiers ebenso verantwortlich wie für das ganze übrige Blutbad seit Anfang April 1871. Es ist begreiflich, daß die Kommunarden den Wunsch hatten, dem Massenmörder in Versailles wenigstens einen Denkmittel zu geben. Den letzten Anstoß zu den betreffenden Maßregeln des in Paris begründeten Wohlfahrtsausschusses gab der Umstand, daß Thiers begann, mit Paris dasselbe tun zu lassen, dessen Vornahme durch die Deutschen bei der ersten Belagerung der Stadt er und

seine Leute für ein beispielloses Verbrechen erklärt hatten. Jetzt taten Thiers und Stenforten das gleiche in verstärktem Maße: sie ließen Paris in einer Art bombardieren, daß die Beschädigung durch die Deutschen dagegen verblasste. Am 10. Mai nun gab der Wohlfahrtsausschuß Befehl, das Haus Thiers' an der Place St. Georges dem Erdboden gleichzumachen und von dem Inhalt die ganze Wäsche den Ambulanzen zu überweisen, die Kunstgegenstände und Bücher in die Museen und Nationalbibliotheken zu schicken, das Mobiliar zugunsten der Witwen und Waisen zu verkaufen, deren Ernährer der infamen Kriegsführung von „Thiers dem Bombardeur“ zum Opfer fielen. Am 14. Mai machte man sich daran, das Niederreichungsdekret zur Durchführung zu bringen; die zeitgenössische Photographie zeigt das Werk der Demolierung bis zum Erdgeschoß fortgeschritten. Der treffliche Kommunekämpfer und -historiker Bissagarah hat die ganze Maßregel einen *Torenstreich* genannt unter Hinweis darauf, daß anderen Tages die Versailer Krantjunker-versammlung ihrem Präsidenten Bomba als Ersatz einen Palast bewilligt habe. Zimmerhin läßt sich nicht leugnen, daß der Schritt der Pariser Bevölkerung als ein kleiner Akt der Vergeltung erscheinen mußte: Thiers demoliert unsere Häuser, demolieren wir das seine. Gar keine Rede kann natürlich davon sein, daß diese Geschichte für den „Vandalismus“ der Kommunarden zeuge, von dem die arbeiterfeindliche Legende zu berichten weiß. Ebenjowenig hat damit ein anderer Vorgang der nämlichen Tage zu tun: die am 13. Mai angeordnete, am 16. vorgenommene Niederlegung der Vendômesäule. Daß ein so hervorragender Künstler, wie das Kommunemitglied Courbet es war, sich besonders lebhaft für die Beseitigung jener geschmacklosen Verherrlichung Napoleons I. interessierte, beweist schon, daß es sich um etwas ganz anderes als Vandalismus gehandelt hat. Tatsächlich wollte man, wie das betreffende Dekret zeigt, gegen Säbelherrschaft, Militarismus, Chauvinismus, für Völkerfreiheit und Völkerbrüderung demonstrieren. Das Dekret ordnete in diesem Sinne auch an, daß der Vendômeplatz hinfort Internationaler Platz heißen solle.

Auf diesen Platz führt uns eine Photographie, die in der blutigen Woche aufgenommen ist, als hier alles zur Verteidigung gegen die anrückenden Versailer verbarricadiert war. Schon zwei Monate früher war auf dem Vendômeplatz Blut geflossen gelegentlich der reaktionären Demonstration vom 22. März. Da hatten die demonstrierenden Ordnungsparteiler die Linie der Nationalgarden, die den Vendômeplatz besetzt hielten, mit Gewalt zu durchbrechen versucht und schließlich von den mitgebrachten Revolvern, Stockdegen und Dolchen Gebrauch gemacht. Der Gewalt setzten die Kommunarden zuletzt die Gewalt entgegen und schossen nach wiederholtem Trommelwirbel, worauf die Ordnungshelden unter Zurücklassung einer Anzahl von Toten und Verwundeten sowie zahlreicher Mordwaffen auseinanderstoben. Die Nationalgarde hatte aber auch zwei Tote und acht Verwundete. Der amerikanische General Sheridan hat der Affäre zugeesehen und bezeugt, daß die Roten nichts getan haben, als das Feuer der Blauen erwidert. Das erledigt auch diesen ewigen Anklagepunkt gegen die Kommune. Das „Verbrechen“ ihrer Anhänger bestand hier wie sonst darin, daß sie sich nach Kräften ihrer Haut wehrten, und zu bedauern bleibt bloß, daß ihnen dies nicht noch besser gelungen ist. Was vom proletarischen Standpunkt aus an der Kommune hauptsächlich zu tadeln ist, das ist von Wilhelm Liebknecht einmal als der Mangel an politisch-militärischer Organisation bezeichnet worden, der sich wie ein roter Faden durch die

Geschichte der Kommune ziehe und ihr Schicksal von vornherein besiegelt habe. Augenfällig tritt das hervor, als die Versailer am 21. Mai durch einen unbewachten Zugang in die Stadt eingedrungen waren und nun die Straßenkämpfe einsetzten. Anstatt daß jetzt alle Kräfte nach der gefährdeten Stelle konzentriert worden wären, zerstreute sich alles in die einzelnen Viertel, jeder in das seinige, um dies zu verteidigen. Während so alles Zusammenwirken verloren ging, und zwar das mit Ermächtigung des Kriegsministers Delescluze, machten sich die Versailer an die Durchführung eines umfassenden, planmäßigen Angriffs mit Zusammenwirken aller verfügbaren Kräfte. Vielfach vermochten sie feste Positionen der Kommunarden durch Umgehungsbewegungen unhaltbar zu machen. So erklärt es sich auch, daß der stark verschanzte Vendômeplatz von den Blauen ohne schweren Kampf besetzt werden konnte. Das gilt gleichfalls für die Barrikaden am Pantheon, wo nur an einer Zugangsstraße ein mörderisches Ringen erfolgte, bei dem die proletarischen Verteidiger bis auf den letzten Mann fochten. Ueberhaupt aber kämpften die Kommunarden überall da, wo sie nicht aus ihren Stellungen hinausmanövriert werden konnten, mit unvergleichlichem Heldennut, bei dem nur zu bedauern bleibt, daß ihre Anstrengungen nicht besser geleitet waren und daher schließlich doch mit dem Siege der Ordnungshorden endigen mußten.

Die Photographie von der Barrikade am Pantheon zeigt übrigens auch insofern eine historische Stelle, als dort eins der ärgsten Verbrechen der blutigen Woche geschehen ist. Das Nationalversammlungsmitglied Willière wurde hier standrechtlich ermordet und somit auch die geheiligte Person eines Volksvertreters von dem gleichen Lose ereilt, wie die Behntausende von namenlosen Opfern, die in jenen Tagen verblutet sind, als Märtyrer der kämpfenden Arbeiterklasse, die ihrer alljährlich gedenkt, wenn der 18. März an die großen Tage des Berliner und Pariser Proletariats erinnert. —

Was wißt denn Ihr? . . .

**Ihr Satten, die Ihr nie gedarbt,
Gehungert und gefroren habt;
Die Ihr Euch Ruhm und Ehr' erwarbt,
Weil viel Ihr nahmt und wenig gabt:
Was wißt denn Ihr von Sorg' ums Brod?**

**Ihr Trägen, die Ihr nie erkämpft
Euch habt ein Lebensideal —
Ihr, die Ihr jeden Eifer dämpft
Mit kaltem Lächeln, giftig-schal:
Was wißt denn Ihr von Herzensnot?**

**Ihr Stolzen, die Ihr nie gefront
Im Schweife Eures Angesichts,
An Pomp und Luxus seid gewohnt, —
Mißhächter seid des Volksgerichts:
Was wißt denn Ihr von Geistesnot?**

**Ihr Harten, die den Stab Ihr brecht
Bei dem, der in Versuchung fällt,
Die Ihr ihn straft nach Eurem Recht:
O, wartet nur, — es kommt der Tag,
Der unsren Leidensweg erhellt!**

**Ihr Krämerseelen, die Ihr lacht
Und höhnt ob jeder Seelennot,
Gern alles klein und nichtig macht:
Seid auf der Hut! Es schwillt die Flut,
Die Euch umwogt und Euch umdroht!**

**Ihr „Braven“, die Ihr das „Gesetz“
Stets lobt und preißt und . . . es umgeht:
Wen, meint Ihr, kümmert solch' Geschwätz? —
Des Volkes Kraft bald Bess'eres schafft, —
Und Eure Macht ins Nichts verwehlt!**

Strupps Schandfleck.

Eine Hundegeschichte von Robert Grätzlich.

Strupp ist ein langhaariger deutscher Schäferhund, und der alte Wiederbeck ist sein Herr. Oder genauer: sein Kamerad. Denn Wiederbeck mag die letzten zehn Jahre seines Lebens zurückblättern: er wird sich nicht eines Tages entsinnen, an dem Strupp nicht um die langstiefeligen Schäferbeine gewesen wäre. Der Frühling konnte frisches Grün aus der Seideerde locken, die Sommer Sonne konnte über die weite Ebene flummern, die Herbstwinde konnten die vertrocknete Erka zausen — immer lag Strupp neben dem Alten, den spitzen Kopf der Herde zugewendet. Und wenn der Alte im Winter die Laternen der Dorfstraße putzte, wenn er mit Peiter von Pfahl zu Pfahl zog — immer trabte Strupp nebenher.

Nur ein Tag ist unter den Tausenden, der die Gleichmäßigkeit der Kameradschaft hart unterbrach; der Tag, der Strupps Leben einen Schandfleck anhäng. Seit jenem Tage haßt der alte Wiederbeck die Eisenbahn; Strupp aber legt die Ohren zur Seite und läßt die Rute sinken, sobald ein Lokomotivpfeiff gelst.

Zahrelang hatte das schrille Signal für Strupp einen angenehmen lockenden Klang. Das war damals, als die Herde noch einen Steinwurf vom Bahndamm entfernt weidete. Damals, als der Lokomotivpfeiff für Strupp noch eine Verheißung war. Da konnte ihm die Sonne noch so angenehm auf den Pelz brennen, das dürre Heidegras unter ihm konnte noch so mollig angewärmt sein — wenn die Lokomotive weit draußen schrie, war Strupp mit einem Satz auf den schnigen, zottigen Beinen, warf einen Blick auf die Herde, fauste mit lang gestreckter Rute gegen den Bahndamm, raste mit dem Zuge um die Wette und kläffte gegen die Kupescheiben hinauf. Menschenköpfe tauchten dahinter auf, Arme streckten sich nach außen, Zuckersüßigkeiten, Wurstschalen, Semmelbrocken fielen neben dem Zuge nieder. Ein Guil — dann brach der Zug bereits weit draußen schmal und lang in den Wald hinein, Strupp aber sprengte mit Zuckergeschmack und Wurstsensationen auf der Zunge in weitem Bogen um die Herde, trieb hier ein Schaf an den Hausen, kläffte dort einen streumenden Bock zurück und streckte sich wieder neben dem alten Wiederbeck lang, dessen graue, kleine Augen über die Herde hin in die Unendlichkeit der Ebene starrten.

So wachten die beiden, und das Schweigen der Heide hüllte ihr Leben ein, bis wieder ein gellender Pfiff die Stille zerriß und Strupp langgestreckt gegen den Bahndamm flog.

Der Lokomotivpfeiff wurde für ihn das große Signal des Tages, redete eine Sprache, die er verstehen lernte. Wenn der Pfiff dünn und fein herüberhallte, mußte der Zug noch weit draußen keuchen, und Strupp trieb rasch die Herde auf einen Hausen. Er lernte bald erkennen, daß oft weit draußen Pfiffe gelkten, denen keine Büge folgten und daß täglich nur zwei da oben über den Damm brausten. Der eine rasselte morgens vorüber, wenn die Böcklein noch tagfrisch in der Munde sprangen. Der keuchte schwerfällig dahin, und aus den kleinen Fenstern der plumpen hintersten Wagen schauten Leute heraus, die keinen Zucker warfen: Männer in zergriffenen Hüten und Frauen in Kopftüchern.

Und wenn aus diesen Fenstern ein Stück Papier flog, dann roch es nach Schmalz und gewöhnlicher Wurst, von der sich auch nicht ein Gappen im Papier finden ließ. Auch nicht die dürftigste Schale! Das Papier dagegen, das aus

dem anderen Zug erdab fiel, enthielt manchmal sogar Schinken.

Dieser Zug fauchte nachmittags heran, wenn der alte Wiederbeck den stopplig geschorenen Kopf müd vornüber sinken ließ, stieß schrille, herrische Pfiffe aus, fauste schneller als Strupps schnellster Galopp und bestand aus langen, prohigen Wagen. Und im vordersten Wagen sahen laufende Menschen, klapperten mit Messer, Gabel und Teller, daß Strupp das Geklirr durch den Rasselärm der Räder hören konnte und warfen so kostbare Dinge aus hellen, mächtigen Fenstern, daß Strupps Zunge um die Lezzen schleckte, sobald er daran dachte.

Wenn der plumpe, prustende Morgenzug nahte, trabte Strupp langsam, gewohnheitsmäßig gegen den Damm. Und wenn er nicht zur gewohnten Zeit heraustratete, hob Strupp nur den Kopf und schnüffelte fragend nach Süden.

Wenn aber Wiederbecks Augen müd wurden, wenn die Schafe sich laufend streckten und der Zug mit den langen, prohigen Wagen zur bestimmten Zeit nicht hörbar wurde, dann witterte Strupp unruhig nach Norden, trabte ruhelos dem Bahndamm zu, zur Herde zurück und wieder gegen den Bahndamm hin, bis der gewohnte herrische Pfiff in die Einsamkeit schreckte.

So raste Zug um Zug durch Strupps Dasein, Sommer um Sommer eilte hinterdrein. Strupps Fell verlor den Glanz der Jugend, wurde struppiger und ruppiger, und es kam ein Herbstmorgen, der der Haß am Bahndamm ein Ende machte.

An diesem Morgen trieb der alte Wiederbeck die Herde vom schmalspurigen Heidewege hinab nach Westen. Strupp stuchte. Die neue Richtung wollte ihm nicht in den langen, dreieckigen Kopf. Er verharrete fragend am Wege, äugte bald nach Osten zum Bahndamm hinunter, bald nach dem im langen, dunklen Mantel dahinschreitenden Alten.

Aber der socht mit dem Stock hartnäckig gen Westen hin. „Dor geists hin, Strupp. Dat der unnen hält die Gemeene verkofft.“

Da fügte sich Strupp den fargen Worten, tat seine Pflicht, wie er sie sieben Jahre getan, und bellte die Kammerschar nach Westen hinüber.

Der neue Platz war noch eintöniger als der alte. Ringsum dehnte sich die Heide wie ein Meer der Unendlichkeit, in dem Wiederbecks Herde nur einen winzigen beweglichen Punkt bildete. Der Alte aber saß abseits mit starrem Oberkörper, still und regungslos, als sei seine Seele in der Schweigsamkeit der grenzenlosen Ebene ertrunken. Kaum den Kopf wendete er, wenn er zu Strupp sagte: „Wind, Strupp. Dat gint Regen.“ Strupp aber witterte in die Luft und tauschte mit dem Alten einen Blick, in dem zu lesen stand: Jawohl, Regen!

Und wenn der Alte knurrte: „Dat schwarze Mas, dat hält wedder Mücken,“ dann strammte Strupp die Beine, suchte mit strengem Blick über die Herde hin, fauste barsch gegen einen dunkelzottigen, übermütigen Bock, knuffte mit der spitzen Schnauze in die wolligen Seiten des Ungebärdigen und trollte zurück. Dann lag er wieder still neben dem Alten; weit draußen stießen Ebene und Himmel zusammen, und der Alte starrte regungslos, als ströme die große Schweigsamkeit aus ihm heraus in die unermessliche Weite. . . Nur weit im Osten drüben schrillte mitunter ein Pfiff, riß ein Loch in die Stille und brachte Strupps buschige Rute zum Wedeln.

Wenn aber die Sonne gen Westen sank, wenn die Schafe faul zu werden begannen und der herrische Pfiff des Schnellzugs herüberflog, schnellte Strupp mit einem Ruck in die Höhe. Sein Kopf witterte da hinüber, wo die Schienenstränge landein krochen, die Rute fächelte schnell und leidenschaftlich, ein pikanter Geschmack belebte die Hundezunge, und fragend bog der spitze Kopf zum alten Wiederbeck herum. Aber der Alte gab den ersehnten Wink nicht, der Alte ließ nur einen grauen Blick zu Strupp hinüber, nur einen — und Strupp wandte der Eisenbahn den Rücken, untrollte die Herde, tat seine Pflicht, wie er sie sieben Jahre getan hatte.

Nur einmal vergaß er sie; einmal, als er einen Augenblick lang der Versuchung nicht Herr wurde: die Sonne sank, die Lider des Alten zogen nach unten, sein Kopf war schwer vornüber geneigt, von Westen her lockte der herrische Pfiff, und Strupp wußte: gleich werden die langen Wagen weit hinten aus dem Walde rasseln.

Die Abenteuerlust seiner wilden Vorfahren räumte in Strupps Blut, die gelben Hundeaugen sahen von weit drüben das weiße Porzellan der Telegraphenmasten schimmern, Zuckergeschmack und Wurstgerüche tummelten sich auf der rauhen Hundezunge — da rissen Hunger und Abenteuerlust die vier schnigen Beine dahin, in kurzem Bogen um die Herde herum. . . Dann flog Strupps dunkler Körper gegen den Bahndamm. —

Pfeilgeschwindigkeit, wie er davongeschossen, so schoß er wieder zurück, daß ihm die Zunge um die Lezzen hing.

Um ein Stück Zucker da drüben im Westen zu erhaschen, hatte Strupp nicht mehr Zeit verkannt, als eine Schafherde benötigt, um auseinanderzulaufen. Kleine Gruppen trieben sich auf dem weiten Plane umher, und Strupp mußte unter drohendem Gebell viele rasche Kunden laufen, ehe die Ausreißer sich wieder beim Hausen einfanden. Dann trabte Strupp mit herabgelassener Rute und mit einem nach oben gerichteten, schuldbehafteten Blick zu dem Alten.

Der hatte sich erhoben, hatte das Kinn vorgeschoben, hielt den Stock wagrecht in der Hand.

„Du . . . Du . . . Pfui Däwel . . . Dat is een Treulosigkeit!“

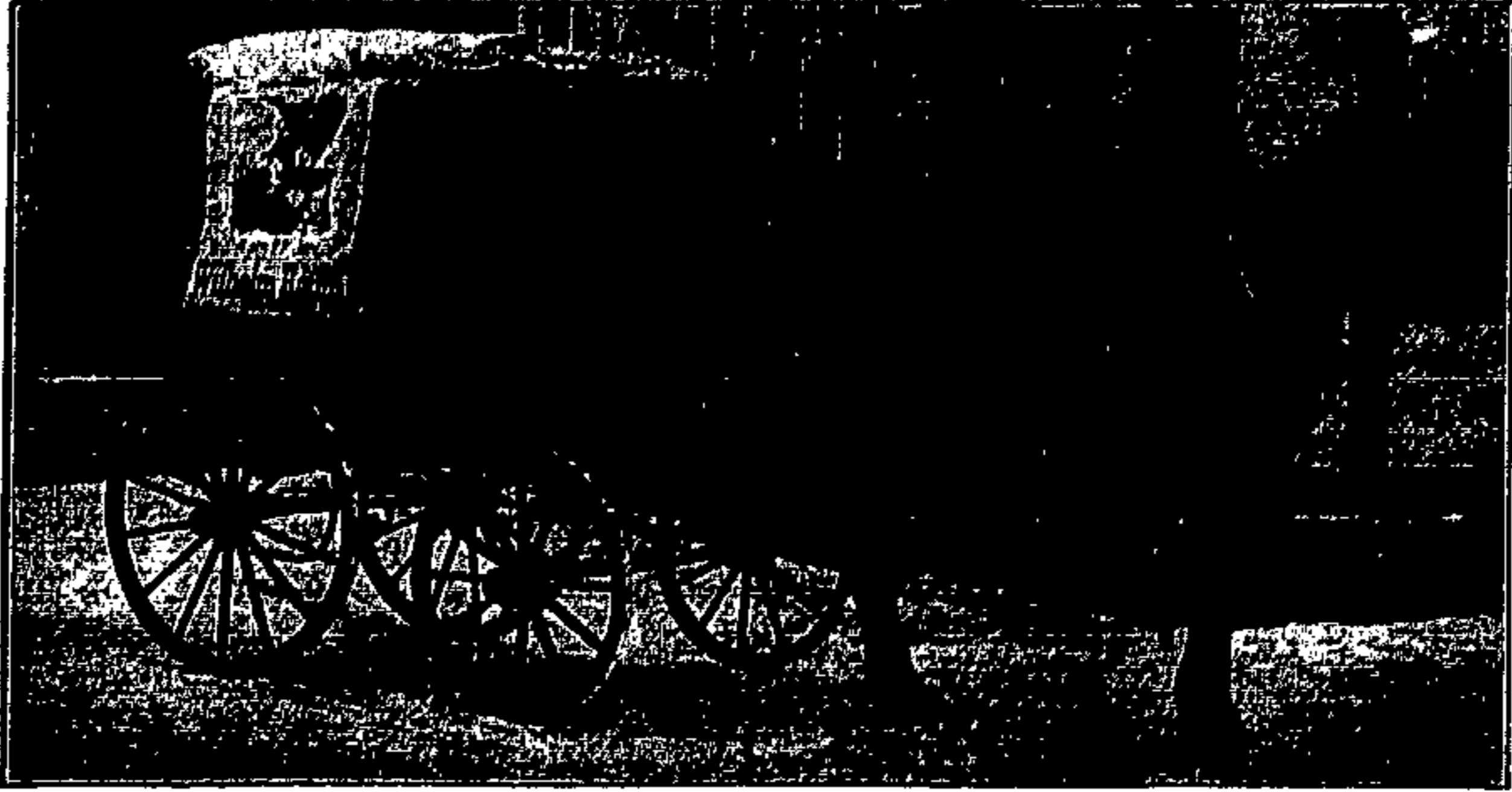
Und der Stock schlug hart und dumpf auf den Hunderrücken. „Du . . . Du Pfui Däwel . . . dat blivt din Schandfleck! Pfui Däwel . . . dat blivt din Schandfleck! Din Schandfleck!“

Strupps Ohren und Schwanz schienen im Fell verschwunden, als er zur Seite schlich. Der alte Wiederbeck aber sank auf seinen Platz zurück, kniff die Lippen aufeinander, warf einen grauen, haßerfüllten Blick gen Westen und atmete schwer. Er hatte zu Strupp selten so viel hintereinander gesprochen.

Dafür redeten die beiden eine Woche lang nicht miteinander, weder in Blicken, noch in Worten, noch sonstwie. Acht Tage lang stierte Wiederbeck geradeaus, als wollten sich seine Augen da draußen verkriechen, wo Ebene und Himmel zusammenstießen, und acht Tage lang waren Strupps Blicke zur Erde gerichtet, immer zur Erde.

Seit jenem Ereignis haßt der alte Wiederbeck die Eisenbahn; Strupp aber legt die Ohren zur Seite und läßt die Rute sinken, sobald ein Lokomotivpfeiff gelst. —

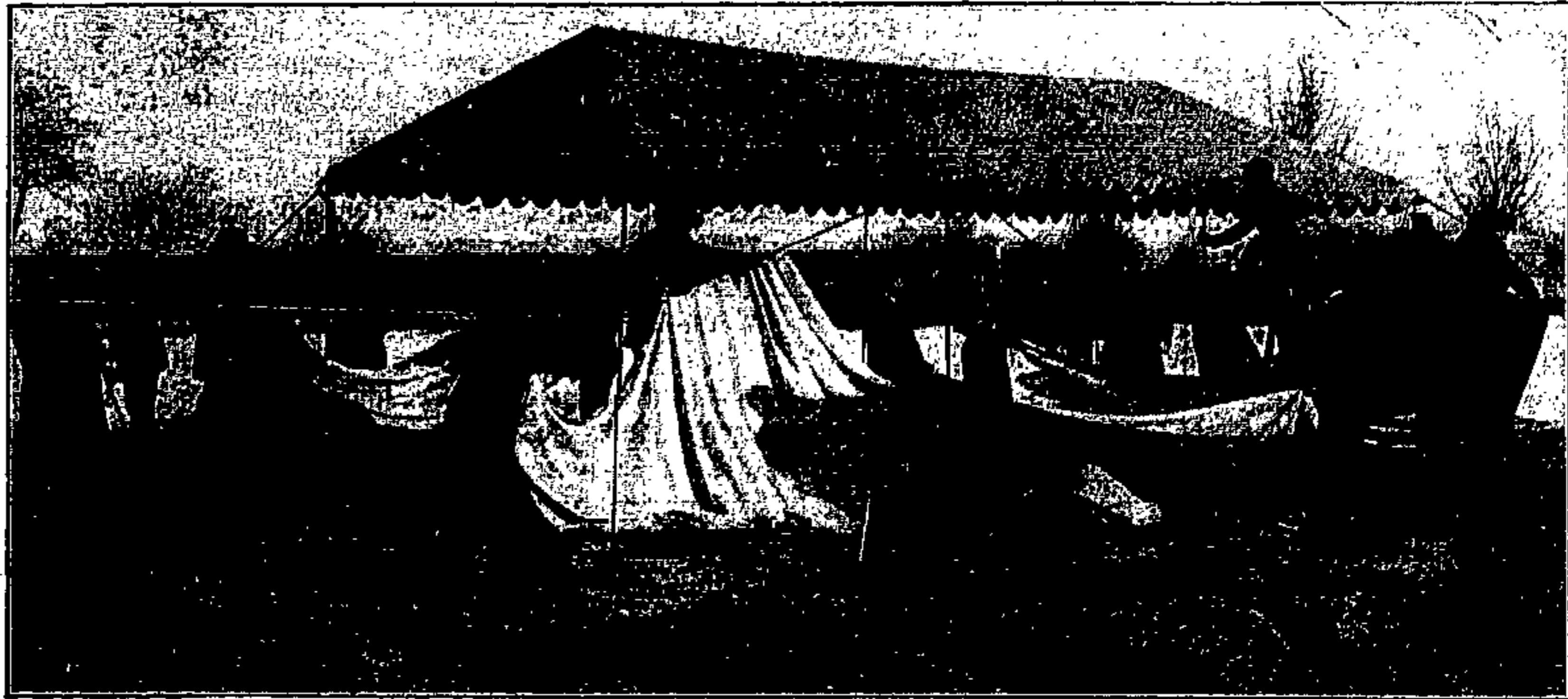
Politische Satire von 1848. Die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts brachten, wie alle Zeiten, in denen die Gegensätze sich besonders scharf ausprägen, auch eine Fülle von politischer Satire hervor, das erstemal in Deutschland seit dem 16. Jahrhundert. In jenen vierziger Jahren tauchten z. B. auch die „fliegenden Blätter“ auf, die damals — was heute kaum glaublich klingt — scharfe politische Witze brachten. Sie erschienen von 1845 an. Ein Jahr später begann Adolf Glashbrenner unter dem Namen „Adolf Brennglas“ seinen „Komischen Volkskalender“ herauszugeben. Der dritte Jahrgang dieses Kalenders ist nicht nur besonders interessant, weil er ja unmittelbar vor der Revolution entstand, sondern auch als satirische Leistung hervorragend. Glashbrenner ist heute fast nur mehr als eine Art Berliner Lokalhumorist bekannt. Er war aber viel mehr als das. Wir führen aus dem 48er Kalender, und zwar aus dem Teil, der wirklich einen Kalender bildet — mit „Prophezeiungen“ für jeden Tag — ein paar Proben an, von denen übrigens manche auch heute noch schlagend wirken: 4. Jan.: Die Cholera wird in E. wegen Aufregung zu Witzvergüngen des Landes verwiesen. — 11. Jan.: Erste Sozialisten-Versammlung zu Hesse-Kassel. (Das galt damals noch als eine Art phantastischer Zukunftswitz!) — 28. Jan.: Große prachtvolle Schlittensfahrt der Aristokratie zu E., bei welcher die kranken Kartoffeln und der Brotmangel sehr wichtig personifiziert werden. — 31. Jan.: Versammlung sämtlicher deutscher Leutnants zu Erfurt, um sich über den neuen Schnitt eines Waffenrocks zu einigen. — 9. Febr.: Die Frau Pupillengerichtsupernumerarius Boomhammel zu P. bittet die hohe Regierung um Abkürzung ihres Titels, da sie infolgedessen keine Dienstmädchen mehr kriegen könnte. — 18. Febr.: In Warschau feiert eine Aunke ihr 50jähriges Dienstjubiläum. Sie erhält die große goldene Verdienstmedaille. — 20. Febr.: Ein geheimer Polizist wird öffentlich durchgeprügelt. — 5. April: Zwischen Waldeck und Lippe-Detmold bricht eine Parade aus. — 18. April: Der Sultan Abdul-Mesjid geht haremmen. — 19. April: Die schlechten und böhmischen Weber schließen eine Anleihe von 20 Millionen mit den Häusern Rothschild usw. ab. Sie bewilligen denselben 25 Prozent. — 22. April: Angst und Furcht. Die Armen erheben ihre Arme — um zu beten. — 7. Juni: Ein Professor der Berliner Akademie der Wissenschaften kündigt ein Kollegium „über die Natur der Büchlinge“ an. — 16. Juni: Auf dem Hamburger Berge werden einige Spuren von Kommunismus entdeckt. — 26. Juni: Den Kirshen . . . wird das Blühen verboten, „weil sie noch nicht reif wären“. 20. August: Ein Supplikant (Wittsteller), der bei einem Minister anti-hambrieren (im Wohnzimmer warten) muß, kehrt noch einmal zurück und nimmt Abschied von seiner Familie. — 30. Sept.: Michel Sauerkohl schließt nachts seine



Der Transport des Zeltes.

Stube ab, zieht sich seine Nachtmilch bis über den Mund, verkriecht sich unter die Bettdecke und schreit: Menschenrecht! Freiheit! Willigeres Briefporto! — 5. Okt.: Etwas Klavierspiel. Starke Altweiberfommer. — 9. Okt.: Wallfahrt in Trier zu einem Floh, der in einer heiligen Nachthade gefunden ist. Er springt noch. — 30. Okt.: Auf einem Rittergute in . . . werden beim Umgraben eines Kuhstalles noch vier Ahnen gefunden.

Das Gerüst besteht aus Stahlrohr mit 1 mm starker Wandung. Es läßt sich bequem auseinandernehmen und schnell zusammenlegen. Jeder Teil ist mit Nummern gezeichnet und paßt genau in und an den anderen. Verpackt wird das Gerüst in vier Bündeln, die, wie unsere Abbildung zeigt, seitlich am Wagen befestigt, aber auch sonst, weil sie sehr leicht sind, auf andere Art transportiert werden können.



Das Zelt wird aufgebaut.

— 19. Nov.: Ein Prediger . . . teilt seiner Gemeinde mit, daß es in jenem Leben sehr hübsch sein wird. — 26. Nov.: Mehrere Soldaten ziehen mit Gott, für König und Vaterland auf die Parade. r. f. Das Zelt im Wahlkampf. Bei keiner Gelegenheit macht sich in einem ländlichen Wahlkreis, noch dazu, wenn dieser 200 Dörfer hat, der Mangel an Versammlungslokalen empfindlicher bemerkbar als im Wahlkampf. Das war namentlich bei den jüngsten

Schall der Rede ungehindert passieren lassen. Wer im Zelt keinen Platz gefunden, kann sich draußen die windgeschützte Seite aussuchen und dem Redner zuhören. Für die Beleuchtung sorgen zwei im First befestigte Sturmlaternen und vier an den Gefäulen auf entsprechenden Höhen angebrachte Radfahrerlaternen.

Die drei Hauptvorzüge dieses Versammlungsheims sind folgende: Die Agrarier sind mit ihrem Terror machtlos und die Gastwirte sehen, wenn sie das entgangene Geschäft verdanken. Es lassen sich zu jeder Zeit, und im Wahlkampf gemäß § 6, Absatz 2 des Reichsvereinsgesetzes sogar unangemeldet, bei jeder Witterung und fast in jedem Dorf Versammlungen abhalten. Das Vorteilhafteste jedoch ist unzweifelhaft, daß des Abends die Dorfbewohner zur Versammlung erscheinen, die sich bei Tage, aus Angst, sie könnten gesehen und wirtschaftlich geschädigt werden, nicht in dieselbe twagen. Das Versammlungszelt im Wahlkampf ist jedenfalls eine vorzügliche Waffe im Kampf gegen gegnerischen Terrorismus. m. g



Die Wählerversammlung im Zelt beginnt.